Ich beantrage die Todesstrafe

Autor(en): **Somin, W. O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-756753

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ich beantrage die Todesstrafe

Von W. O. Somin

dem Autor des Theaterstückes «Attentat», das gegenwärtig auf Schweizerbühnen zu sehen ist.

«Guten Morgen, Fräulein Straatmann.» Die endlose Gestalt des Direktors schob sich in das Zimmer, in dem seine Privatsekretärin vor Aktenstößen saß, die einem in der unübersehbaren Menge, in der sie vorhanden waren, einen leichten Schrecken einjagen konnten.

«Guten Morgen, Herr Doktor.» Den Titel «Doktor» konnte der Chef nicht leiden.

Dr. Sanders setzte sich ein wenig stöhnend in einen Sessel. «Na, was gibt's Neues? Post? Gutachten?»

«Alles, Herr Doktor.»

«Die gute Nordtreuhand-Gesellschaft kann sich freuen, wächst, blüht und gedeiht. Hilft alles nichts, Fräulein Straatmann, zuerst müssen Sie mir einen Brief an meinen Bruder schreiben.»

«Aber gern, Herr Doktor!»

«Gern —?» Der Doktor sah lächelnd zu dem Mädchen hinüber, wurde plötzlich ernst, als er zwei strahlende Augen auf sich gerichtet sah, und rote, weich geschwungene Lippen ihm in glücklichem Tone bestätigten: «Wirklich gern, Herr Doktor!»

Es kam dem Chef so vor, als sähe er heute zum ersten Male, daß in seinem Büro, in dem er sich täglich fast zehn Stunden aufhielt, eine Frau saß, eine erstaunlich hübsche, junge Frau. Vielleicht war es die Schuld dieses schönen Frühlingstages, daß ihm die Gegenwart des jungen Mädchens heute besonders angenehm auffiel, vielleicht bemerkte er es erst jetzt, weil seine Frau seit gestern wieder ihre Quengelzeit begonnen hatte, nachdem monatelang alles gut gegangen war. Nervös nahm der Doktor eine Zigarette. Gräßlich konnte die Frau sein. Jedes Wort, jede Bewegung wurden bewacht, belauert, kritisiert. Wochenlang konnte der Zustand anhalten, angenehme Aussichten!

«Herr Doktor wollten einen Brief diktieren.»

«Ach so, Verzeihung, ich hab' grad an was anderes gedacht. Also —: Adresse meines Bruders in Hamburg, Datum. Lieber Hans, der Gesundheitszustand meiner Frau macht mir in letzter Zeit wieder erhebliche Sorgen. Sie ist furchtbar nervös und zeigt sämtliche Symptome, die du ja schon des öfteren festzustellen Gelegenheit hattest. Punkt. — hattest, haben Sie, Fräulein Straatmann?»

Dr. Sanders war aufgestanden und hatte sich hinter die Sekretärin gestellt. Den Oberkörper weit vorgeneigt, die Hände auf die Knie gestützt, blickte er mit kurzsichtig blinzelnden Augen über die Schulter der Schreibenden auf das Papier.

«So. Hattest Punkt. Ich glaube, es wäre das beste, Komma, du —»

Die Tür zum Büro fliegt mit einem Krach auf. «So also arbeitest du!» kreischt eine Frauenstimme. Der Direktor fährt hoch, verstört erhebt sich die Sekretärin.

«Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst, liebe Helga.» Der Mann spricht ruhig, deutlich und möglichst langsam, weil er weiß, daß seine Frau sonst noch erregter wird.

«Was ich sagen will? Backe an Backe mit dieser Person! Das will ich damit sagen!» Wütend deutet sie mit der Schirmspitze auf das errötende Fräulein Straatmann.

«Aber Helga! —»

«Was Helga, Helga, Helga, ich hab's doch gesehen! Willst du etwa leugnen?»

«Ja. Denn du hast dich versehen!»

«Das kenn' ich, danke.»

«Möchtest du nicht einen Augenblick in mein Privatbüro kommen?»

«Nein, es genügt mir vollkommen, dich gesehen zu haben und gehört zu haben, wie du deiner Geliebten von der» — ihr Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln — «Sorge um meine Gesundheit erzählt hast!»

«Aber das ist doch Unsinn. Ich habe einen Brief an Hans diktiert, weiter nichts.»

«So, weiter nichts? Dann weiß ja deine Freundin gut Bescheid über mich, das heißt, sie weiß, wie du über mich denkst. Dein sauberer Bruder soll mich wohl mal wieder hinter Schloß und Riegel setzen? Gelingt ihm diesmal nicht, ich hab' schon vorgebeugt! Dich krieg' ich noch klein, du elender Kerl, du!» Mit großem Schwung fliegt die Tür zu. —

Dr. Sanders trocknet sich die Stirn. «Verzeihen Sie, Fräulein Straatmann, es hat keinen Zweck zu widersprechen, wenn meine Frau so erregt ist. Seien Sie nicht traurig oder böse. Es galt alles nicht Ihnen, sondern mir, was meine Frau da sagte. Sie ist manchmal sehr gereizt, und wenn sie wieder ruhig ist, wird ihr selbst am meisten leid tun, was sie hier vorgebracht hat.»

«Ach, Herr Doktor, ich bin gar nicht mehr traurig, ich hatte mich nur so erschreckt, und dann — —», Tränen stiegen in die Augen der Frau.

«Aber, kleines Fräulein, wer wird denn gleich weinen!? Was ist denn? Was wollten Sie noch sagen, und dann —? Na, wie geht's weiter?»

Er hatte sie an den Schultern gefaßt und sah voll liebenswürdiger Gespanntheit auf sie hinab.

«Und dann —, ach, Herr Doktor, Sie taten mir so leid —.»

Seine Hände ließen die Schultern los, die sich ihnen ganz zart entgegengedrängt hatten, ein Ruck ging durch die lange Gestalt. Kerzengerade stand Dr. Sanders da, ein wenig zu gerade. «Liebes Fräulein, das war absolut nicht nötig. Ich bin in keiner Weise zu bedauern, denn ich lebe im allgemeinen in absolut glücklicher Ehe mit meiner Frau. Diese kleinen Ausnahmen wie heute bestätigen lediglich die Regel. Jetzt schreiben Sie mal erst das, was Sie allein erledigen können.»

Dabei setzte er sich wieder in den Sessel, in dem er vorher Platz genommen hatte, und trommelte mit den Fingerspitzen erregt auf der Tischplatte herum. Mit gesenktem Kopf schlich die Sekretärin zu ihrer Maschine. Der Ton, in dem der Chef mit ihr gesprochen hatte, war ihr aus den seltenen Fällen bekannt, in denen er mit ihrer Arbeit nicht zufrieden war. Sie hatte ihn doch nicht kränken wollen! Traurig klapperte sie auf der Schreibmaschine.

Dr. Sanders trommelte noch immer nervös auf der Tischplatte. Was hatte Helga damit sagen wollen, als sie ihm versicherte, er werde sie diesmal nicht zu ihrem Bruder schaffen können, sie habe vorgebeugt—? Komisch—.

Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Blumenvase zu Boden fiel. Die Sekretärin schrie auf. Mit entsetzten Augen blickte sie auf den Chef, dessen Gesicht rot angelaufen war. An Stirn und Hals traten die Adern hervor, blutunterlaufene Augen stierten wild in den Raum. «Verflucht, sie hat sich hinter den Narren von einem Irrenarzt gesteckt, der jetzt oft bei uns zu Gast ist. Der Teufel soll ihn holen! Ich erschlag den Kerl, wenn ich ihn erwische, diesen Idioten! Fräulein, ein Auto, schnell einen Wagen!»

Aber ehe Fräulein Straatmann den Hörer von der Gabel nehmen konnte, um den Wagen zu bestellen, war Dr. Sanders aus dem Zimmer und lief ohne Hut, Mantel, Handschuhe und Stock die Korridore des Bürohauses entlang dem Ausgang zu. Seufzend setzte die Sekretärin sich wieder an ihre Arbeit.

Dr. Sanders raste über den Fahrdamm zum nächsten Taxi. «Zur Müllerschen Heilanstalt, aber schnell!!» Der Chauffeur lächelte, als wollte er sagen: «Ist auch höchste Zeit für Sie, Herr —.»

Während der Fahrt überlegte Sanders, wie er am besten den Dr. Müller allein zu sprechen bekäme. Durch die Hintertür würde er gleich ins Laboratorium gehen, wo der Doktor, wie er ihm selbst erzählt hatte, um diese Tageszeit an seinen gehirnhistologischen Untersuchungen zu arbeiten pflegte. Da war höchstens eine Laborantin zugegen, die man schnell wegschicken konnte. Dann war man in dem von den anderen Gebäuden isolierten Raum völlig ungestört.

Das Auto hielt vor der Anstalt. Sanders wartete, bis der Wagen sich entfernt hatte, umging dann die Anstalt bis zu einem Gartentor, das direkt vor die Türe des Labors führte, und trat schnell ein. Fast wäre er mit dem ersten Assistenzarzt zusammengeprallt. «Ah, pardon. Tag, Herr Steinfeld, will gerade mal zum Chef ins Labor.»

«Der Chef ist drinnen. Tag, Herr Sanders.»

Sanders öffnete die Tür des Labors und trat ein. Dr. Müller, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, sehr elegant, mit frauenhaft weichen Bewegungen und seltsam stechenden Augen, die in scharfem Gegensatz zu diesen Bewegungen standen, begrüßte den Eintretenden mit etwas gezwungener Herzlichkeit. Mit einem kurzen Blick stellte Sanders fest, daß sie allein im Zimmer waren. Die ihm gereichte Hand übersehend, fragte er kalt und knapp: «Herr Doktor Müller, wo haben Sie meine Frau?»

«Warum so grob, Sanders? Ich habe Ihnen doch nichts getan?! Ihre Frau Gemahlin habe ich übrigens in den letzten acht Tagen leider gar nicht gesehen. Ich hoffe doch sehr, daß es ihr gut geht und daß Sie nicht gezwungen sind, mich beruflich in Anspruch zu nehmen?! Setzen Sie sich doch, Herr Sanders, und erzählen Sie in Ruhe, was mir die Ehre verschafft, Sie bei mir zu sehen.»

Drohend steht der Riese vor dem kleineren Mann. «Ich will, daß Sie meine Frau herausgeben, Doktor Müller!»

«Aber, Herr Sanders, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Frau Gemahlin seit einer Woche nicht gesehen habe.»

Sanders packte den Arzt am Kragen. «Machen Sie keine Ausflüchte, Freundchen, ich kenne Sie! Meine Frau hat mit Ihnen Verabredungen getroffen und Sie wollen mir nichts sagen!»

Mit einem Ruck machte sich der Arzt frei. «Herr Sanders, ich muß Sie bitten, diesen Raum sofort zu verlassen, andernfalls ich die Anstaltswärter alarmieren müßte, die Ihnen den Weg zeigen würden. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, Ihnen irgend etwas, was Ihre Frau Gemahlin betrifft, zu verheimlichen und sage Ihnen nunmehr zum drittenmal, daß ich nicht das Vergnügen hatte, Ihre Frau Gemahlin in letzter Zeit zu sehen. Auch sonst habe ich mit ihr in keiner Weise in Verbindung gestanden. Ich erkläre Ihnen das lediglich, weil ich sehe, daß Sie sehr erregt sind. Genügen Ihnen meine Aussagen nicht, so kann ich's nicht ändern. Guten Morgen, Herr Sanders.»

Gerade als Sanders von neuem beginnen wollte, öffnete sich die Tür und ein riesiger Pfleger trat ein. Das flache Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen, die langen, schmalen Augen, der breite Mund und die auffallend niedrige Stirn machten auf den aufgeregten Besucher einen sehr unangenehmen Eindruck. Sei es nun, daß Dr. Sanders doch langsam den Worten des Arztes Glauben schenkte oder daß das Hinzukommen des Pflegers ihn störte, jedenfalls drehte er sich wortlos um und ging mit müden, schleppenden Schritten zur Tür. Der Pfleger stand ihm im Weg. Sanders zögerte, hörte, wie der Mann dem Doktor etwas meldete und dann den Raum verließ. Da der Weg jetzt frei war, ging der Generaldirektor der Nord-Treuhandgesellschaft, wandte langsam den Kopf, nickte und schritt schwerfällig hinaus.

Wie ein Betrunkener wankte Sanders den weiten Weg zurück zu seinem Büro. Seine Gedanken jagten, sprangen, überschlugen sich und landeten immer wieder bei der Frage, was zu tun wäre, seine Frau zu bestimmen, vernünftig zu sein und sich etwas zu beherrschen. Dr. Müller schien die Wahrheit gesprochen zu haben. Sollte er noch einmal umkehren, ihn ruhig und fest fragen? Er blieb stehen, machte langsam kehrt und wollte gerade wieder den Fahrdamm überqueren, als eine Autokolonne ihm den Weg versperrte. Während er wartend dastand, empfand er doppelt stark seine Erschlaffung. «Ach was», überlegte er sich, «ich werde ihn anrufen» und setzte sich wieder in Richtung auf sein Büro in Bewegung.

Die lange, elegante Gestalt fiel allgemein auf in den Straßen. Man sah dem Mann nach, der allem Anschein nach vor Ermüdung fast zusammenzubrechen drohte. Bekannte grüßten und blieben verwundert stehen. So kannten sie den langen Doktor nicht, geradezu verstört schien er, wie er da herumlief.

Auch Fräulein Straatmann war erschreckt, als der Chef, Schweißtropfen auf der Stirn, mit leerem Blick ins Büro stolperte. «Ich bin für keinen Menschen zu sprechen.»

«Jawohl, Herr Doktor. Sind Sie krank, kann ich Ihnen behilflich sein?»

«Für keinen Menschen zu sprechen. Also auch nicht für Sie!» Und die Tür zum Privatbüro knallte vor ihr ins Schloß. So hatte die Sekretärin den Chef noch nie gesehen. Teils besorgt, teils beleidigt setzte sie sich an die Arbeit.

Nur ein paar Minuten saß sie so mit brummigem Gesicht, als es klopfte und zwei Herren eintraten.

«Sie wünschen, bitte?»

«Wir möchten zu Herrn Dr. Sanders.»

«Unmöglich, der Herr Generaldirektor kann nicht empfangen, er ist in einer wichtigen Sitzung.»

«Dann rufen Sie ihn, bitte, heraus.»

«Das ist mir verboten. Die Herren müssen sich leider an einem anderen Tage herbemühen.»

Statt jeder Antwort zog einer der Herren eine Blechmarke vor, die er der Sekretärin hinhielt. «Kriminal?» Die beiden nickten. «Ach Gott, daher ist er so verstört! Aber das ist doch Unsinn! Der Doktor tut nichts Unrechtes!»

«Hoffentlich nicht. Jedenfalls müssen wir ihn sofort sprechen.»

Fräulein Straatmann ging zur Tür des Privatbüros. «Herr Doktor?!» Wütend drehte sich der Generaldirektor um und hieb den Telephonhörer, den er gerade in der Hand hatte, auf die Gabel. «Ich bin nicht zu sprechen! Habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt? Nicht zu sprechen, verstanden?!»

Die Stimme der Sekretärin zitterte ihm entgegen: «Verzeihung, Herr Doktor, es sind zwei Herren der Kriminalpolizei da, die sich nicht abweisen lassen.»

Dr. Sanders sprang auf. Sein Gesicht verzerrte sich. Alles Blut schien aus der Haut gewichen zu sein. Die Lippen färbten sich bläulichweiß. «Von der Kriminal . . .?!» und dann, in einen Sessel fallend: «O Gott, meine Frau!» Mit glasigen Augen starrte er den Eintretenden entgegen.

(Fortsetzung Seite 168)

Der Wortführer der beiden näherte sich ihm, hielt ihm ein Blatt Papier vors Gesicht und berührte mit der Hand seine Schulter. «Es tut mir leid, Herr Generaldirektor, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie verhaftet sind. Ich bitte Sie in Ihrem eigenen Interesse, uns möglichst unauffällig zu folgen.»

Dr. Sanders starrte den Mann an. «Was ist los? Ich bin verhaftet? Sie sind wohl verrückt?! Warum denn?»

«Wir können leider selbst keine nähere Auskunft geben. Es besteht, soviel wir wissen, Mordverdacht.»

«Gegen mich? Ja, Herrgott, wen soll ich, ausgerechnet ich, ins bessere Jenseits befördert haben? Das ist doch alles Unsinn!»

«Nun, Doktor Sanders, es besteht der dringende Verdacht, daß Sie vor zirka eineinhalb Stunden Herrn Dr. Müller ermordet haben.»

«Wen?»

«Dr. Müller von der Müllerschen Heilanstalt.»

Sanders glotzte. «Wieso?»

«Das eben sollen Sie uns sagen. Ich bitte also nochmals, uns zu folgen, da wir sonst gezwungen sind, Gewalt anzuwenden.»

«Ja aber —»

«Jede weitere Auskunft erhalten Sie vom Untersuchungsrichter.»

Im geschlossenen Auto fuhren die drei davon. Oben am Bürofenster sah Dr. Sanders, der gewohnheitsmäßig vor dem Einsteigen hinaufschaute, den blonden Kopf der Sekretärin. In ihrem Gesicht stand Verzweiflung, Tränen flossen aus den Augen. Sanders mußte lächeln. Gutes Kind, wozu die Aufregung? In ein paar Stunden würde er wieder da sein. Aber als der Wagen vor dem Untersuchungsgefängnis hielt, schlug das Herz des Gefangenen doch auf einmal zaghaft. «Ich möchte gern sofort vernommen werden.»

«Landgerichtsrat Dr. Schneider wartet bereits.»

«Gut. Danke.»

In dem kahlen Zimmer mit den weißgetünchten Wänden empfing Dr. Schneider den ihm dem Namen nach bekannten Generaldirektor der Nord-Treuhandgesellschaft. «Herr Sanders, wie Sie vielleicht schon wissen, sind Sie des Mordes an Dr. Müller verdächtig.»

«Natürlich habe ich den Unsinn schon gehört. Wie kann ich ihn ermordet haben? Vor ein paar Stunden habe ich mich noch mit ihm unterhalten, sogar erregt unterhalten, aber als ich wegging, lebte er. Und mit was soll ich ihn getötet haben? Ich habe doch keine Waffe, nicht einmal einen Stock bei mir gehabt. Soll ich ihn vielleicht erwürgt haben?»

Eine kurze Pause entstand, die dem Direktor ewig vorkam, dann: «Allerdings.»

Dr. Sanders zuckte zusammen bei dem harten, scharfen Klang dieses einen Wortes. Ein Gedanke stieg auf, der ihm fast den Atem raubte: Wie ums Himmels willen sollte er beweisen, daß er unschuldig war? Der ihm gegenübersaß, von dem hatte er nichts zu hoffen, der war eine juristische Maschine, war einer von den Hochmütigen, die an die unbedingte Gerechtigkeit des Rechts glaubten, als dessen Vertreter sie sich erhaben über alle und über alles fühlten.

Schweißtropfen stehen auf Sanders Stirn. Sein Herz schlägt wie verrückt. Die Stimme bebt, als er jetzt sagt, daß das alles unmöglich sei, sein Name, sein Stand bürgen doch dafür. Der Untersuchungsrichter zuckt die Achseln. Aber es sei ganz einfach so gewesen, daß er gemeint habe, seine Frau sei zu Dr. Müller gegangen, damit er verhindere, daß sein Bruder die Schwägerin in sein Sanatorium stecke, wie es beabsichtigt gewesen sei, da seine Frau — wie schon des öfteren — zur Zeit an einer schweren Depression leide. «Und dann» — Dr. Sanders atmet auf — «hat mich ja auch noch ein Pfleger gesehen, wie ich mit Müller sprach.»

«Ganz richtig. Es ist das der Pfleger Karl Stein gewesen. Er hat sie bei Dr. Müller getroffen, sah Ihre abnorme Erregung, verließ den Raum, nachdem er seinem Chef eine Meldung überbracht hatte, kam zehn Minuten später in Begleitung des ersten Assistenzarztes Dr. Steinfeld zurück und — fand Dr. Müller tot im Laboratorium liegend. Dr. Steinfeld stellte den Tod durch Erwürgen fest. Da nur Sie bei Dr. Müller gewesen waren, mußte Ihre Verhaftung vorgenommen werden, nachdem die Anzeige erstattet war.»

«Wer sagt Ihnen denn, daß nicht jemand anders nach mir bei Dr. Müller war?»

«Vorläufig niemand. Sie waren noch bei Dr. Müller, als der Pfleger wegging, bis zu dessen Rückkehr knappe zehn Minuten verstrichen sind. In der Zwischenzeit hat Dr. Steinfeld Sie in völlig desolatem Zustande gesehen, ist am Laboratorium vorbei zur Anstalt gegangen und hat trotz der weitgeöffneten Fenster nicht das geringste Geräusch vernommen. Ich möchte nach den vorliegenden Tatsachen beinahe sagen, daß ein offenes Geständnis

Der hat gut lachen!

Nerven wie Bindfäden und nicht aus der Ruhe zu bringen. Warum? **OHROPAX-Geräuschschützer** haben ihm seit Jahren dazu verholfen. Aller Lärm ist ausgeschaltet. 12 formbare Kugeln nur Fr. 2.50. Die reichen so lange! Erhältlich in Apotheken u. Drogerien.

Unter Indianern und Riesenschlangen

VON H. HINTERMANN

330 Seiten mit 95 Abbildungen. Ganzleinen Fr. 6.—

Dieses Buch ist die spannende Beschreibung einer Forschungsreise in das Innere Brasiliens. Es liest sich wie ein Roman.

Aus dem Inhalt: Ankunft in Rio de Janeiro. Auf der Schlangenfarm. Im Paradies der Krokodile. Ein weltfernes Kulturzentrum. Im Kampf mit Sumpf und Urwald. Leiden und Freuden einer Karawanenreise. Im Dorfe der „zahmen" Bacairi. Eine Kanureise mit Hindernissen. Im Kriegslager der Kamayura. Die Ermordung der amerikanischen Expedition. Frauen- und Kinderraub am Xingù. Zauberei. Eheleben der Wilden. 45 Tage verschollen u. v. a. m.

In jeder guten Buchhandlung zu haben

Morgarten-Verlag A. G. Zürich

Die größten Hindernisse . . . .

werden überwunden, wenn Ihr Körper im Vollbesitz seiner Kräfte ist. Das wird er immer sein, wenn Ihre Gesundheit nichts zu wünschen übrigläßt.

Gesundheit ist das höchste Kapital des Menschen. Tun Sie auch alles zu deren Erhaltung? Sind Sie nicht oft rasch müde, nervös, unlustig, oder haben einen schlechten Schlaf, leiden an unregelmäßiger Verdauung?

Wenn sich derartige Anzeichen bei Ihnen einstellen, dann müssen Sie etwas tun. Machen Sie einen Versuch mit FORSANOSE, Sie werden deren gute Wirkung sehr rasch verspüren, Ihre Körperkräfte wieder zurückgewinnen und sich wieder frischer und gesunder fühlen.

FORSANOSE ist eine wohlbekömmliche, feinschmeckende und blutbildende Kraftnahrung, die nie verleidet und von der Sie alle Tage als Frühstücksgetränk ein bis zwei Tassen voll nehmen sollten.

FORSANOSE ist nicht nur gut, sondern auch sehr preiswert, die große Büchse kostet nur Fr. 4.50 und die kleine Fr. 2.50, in allen Apotheken erhältlich.

FORSANOSE

macht lebensfroh

FOFAG, pharmaz. Werke, Volketswil-Zürich.

Benützen Sie in Ihrem eigenen Interesse für Ihre Insertionen die ***Zürcher Illustrierte***

Wer an Zerrüttung

des Nervensystems mit Funktionsstörungen, Schwinden der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Nervenzerrüttung und Begleiterscheinung, wie Schlaflosigkeit, nervös. Ueberreizungen, Folgen nervenruinierender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mit Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

mir für Sie als beste Lösung erschiene. Vielleicht läuft die Sache auf Totschlag hinaus.»

«Aber Herr Landgerichtsrat, ich bitte Sie, seien Sie doch vernünftig! Wie kann ich etwas gestehen, was ich nicht begangen habe!? Das wäre ja Wahnsinn! Glauben Sie mir denn nicht mehr, nichts mehr? Halten Sie mich wirklich für einen Mörder?»

«Was ich glaube oder nicht, spielt keine Rolle. Ich habe lediglich die Untersuchung des Falles zu leiten. Das Gericht wird dann seinen Spruch fällen. Haben Sie noch etwas Wesentliches zu bemerken? Entsinnen Sie sich vielleicht nicht mehr genau der einzelnen Tatsachen?»

«Ich habe alles gesagt, was zu sagen wäre. Doch halt! Wenn ich den Mann erwürgt hätte, so müßten Fingerabdrücke zu sehen sein. Kann man das nicht feststellen?»

«Auch das wird geprüft werden. Sie werden jetzt abgeführt. Man wird noch im Laufe des Tages Ihre Fingerabdrücke nehmen. Ich danke.»

Dr. Sanders fror bis ins Mark. Wie durften sie ihn festhalten, ihn, der nichst verbrochen hatte?! Das war doch unmöglich! Von plötzlicher Willenlosigkeit überfallen, folgte er stumpf dem Beamten. Die üblichen Prozeduren ließ er unbeteiligt über sich ergehen und wachte erst wieder auf, als er sich in der kleinen Kammer befand, die ihm angewiesen war.

Draußen in der Welt, die er eben verlassen hatte, tobten die Telegraphen, ratterten die Rotationsmaschinen der Zeitungen, brüllten wenige Stunden später die Zeitungsverkäufer: «Extrablatt, Extrablatt!!! Der bekannte Führer auf dem Gebiete des Treuhandwesens, Dr. Sanders, ist unter dem Verdacht, den Sanatoriumsleiter Dr. Müller ermordet zu haben, verhaftet worden.» «Eifersuchtstat eines Wirtschaftsführers.» «Unternehmer als Verbrecher.» «Keep smiling, than you wont kill! The all round the world well known german chiefmanager of the Nordtreuhand A. G.» brüllte das amerikanische Radio seinen Hörern in die Ohren. Die Sensationswut tobte sich aus. Spaltenlange Artikel brachten die Zeitungen am folgenden Tage. Die unglückliche Ehe des Angeklagten wurde genau geschildert. Seine ehrliche Natur, sein großes Organisationstalent, sein wirtschaftlicher Weitblick wurden erwähnt. Die Zeitungen propagierten einen Totschlag. Ein so ruhiger, besonnener Mann mordete nicht kalt und berechnend und ging dann friedlich auf sein Büro. Allerdings war allen Beteiligten seine Erregtheit aufgefallen. «O Gott», hatte er gesagt, als die Kriminalbeamten erschienen waren. Nun, der Lauf des Prozesses würde schon Klarheit in das noch nicht völlig gelichtete Dunkel der Angelegenheit bringen.

Dr. Sanders besprach sich mit seinen Anwälten. Die schüttelten die Köpfe. Es stand schlecht um die Sache, wenn man den eigentlichen Mörder nicht fand. Sie würden vielleicht doch dazu raten, den erregten Zustand geltend zu machen, um eventuell in eine Anstalt zu kommen. Zeit gewinnen, Zeit gewinnen! Aber Dr. Sanders war plötzlich entschlossen, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Ekel saß ihm im Herzen, Ekel vor diesen Menschen, die ihn mit Paragraphen zu Tode hetzten, die ihm mit einem Male kein Wort mehr glaubten. Es waren dieselben Menschen, die früher seine Worte als Offenbarungen angesehen hatten, die ihm hofiert hatten, wo sie konnten, deren gekrümmte Rücken er öfters gesehen hatte als ihr Gesicht.

Der Tag der Hauptverhandlung nahte. Von neuem brachten die Zeitungen spaltenlange Berichte. Von neuem wurde das Vorleben und Privatleben des Dr. Sanders der Oeffentlichkeit hingeworfen. Nur daß jetzt nicht mehr auf Totschlag plädiert wurde. Die Aussprüche des Generaldirektors zu seiner Sekretärin vor der Tat, Worte wie: «Ich erwürg' ihn, wenn ich ihn erwische», oder so ähnlich, die Anspielungen auf seine zeitweise gestörte Ehe, das sichtbar angestrengte Ueberlegen nach dem Weggang der Frau und vor seinem Aufbruch zu

(Fortsetzung Seite 171)

Das beste Verjüngungsmittel für die Haut

KAISER-BORAX

beim täglichen Gebrauch im Waschwasser

THERMOGÈNE

ableitende und auflösende WATTE

bei Husten / Halsweh / Seitenstechen / Hexenschuß
rheumatischen Schmerzen / steifem Hals / Neuralgien

Thermogène belebt an der behandelten Körperstelle den Blutkreislauf, wodurch wohltuende Wärme erzeugt und Blutstauungen behoben werden. Es wird wie gewöhnliche Watte aufgelegt und stört in keiner Weise, so daß jeder, der Thermogène benützt, seinen Beschäftigungen nachgehen kann. 40jähriger Erfolg in mehr als 60 Ländern spricht für die Wirksamkeit des Thermogène

Erhältlich in allen Apotheken zu Fr. 1.25 die Schachtel

Generalvertretung:
ETABLISSEMENTS
R. BARBEROT S.A., GENF

DIE WATTE, DIE WÄRME ERZEUGT

Müller, das alles waren Tatsachen, die ebensowenig aus der Welt zu schaffen waren wie die Fingerabdrücke am Kragen des Ermordeten, die sich genau mit denen Dr. Sanders deckten.

«Die Behauptung des Angeklagten», schrieben die Tagesblätter, «er habe den Dr. Müller nur am Kragen gefaßt, um ihn mit Gewalt dazu zu bringen, ihm die Verbindung mit seiner Frau klarzulegen, scheint um so weniger glaubwürdig, als der Angeklagte früher von dieser «harmlosen» Berührung des Dr. Müller nichts erwähnt hat. Man scheint sich überhaupt über den Charakter des Sanders getäuscht zu haben. Nach Aussagen der Frau des Angeklagten ist Dr. Sanders von äußerst heftiger, dabei aber nachtragender und berechnender Natur. Eines Mordes hält ihn die eigene Frau natürlich nicht für fähig, aber das will nicht viel besagen.»

Dr. Sanders blieb ruhig zu all diesem Zeitungsgeschwätz. Die Haft, der Skandal, der ihn immer heftiger erfassende Ekel vor den Menschen hatten in ihm den Entschluß reifen lassen, nichts zu unternehmen, als eben immer und immer wieder seine Unschuld zu beteuern.

Als die Verhandlung vor brechend vollen Tribünen vor sich ging, sah man auf der Anklagebank einen ruhigen, lächelnden Mann, der interessiert, aber unbeteiligt den Zeugenaussagen und den anschließenden Plädoyers der Verteidiger und der Staatsanwälte folgte. Aller Augen richteten sich auf ihn bei der Rede des ersten Staatsanwaltes, der nach eingehender Wertung aller Tatumstände und nach genauer psychologischer Betrachtung des Angeklagten und dessen verruchten Vorgehens mit den Worten schloß, die, wenn auch alle sie erwartet hatten, dennoch eine gewisse Bewegung im Zuschauerraum auslösten: «Ich beantrage daher die Todesstrafe.»

Keiner der Anwesenden sah, als nach verhältnismäßig kurzer Zeit dem Antrage des Staatsanwaltes entsprechend das Urteil ausgesprochen wurde, daß der Delinquent auch nur mit der Wimper gezuckt hätte. Nicht einmal eine Nuance blasser war er geworden. Ein wahrhaft hartgesottener Sünder!

Noch einmal gerieten die Nachrichtenmittel aller Art in einen Tobsuchtsrausch. Das Urteil wurde genau kommentiert. Die Ruhe des Mörders betont und verurteilt. Die Masse war nicht gewillt, sich einen Mörder anders als blaß, feig und angstschlotternd vorzustellen. Mit Genugtuung wurde berichtet, daß Sanders kein Gnadengesuch eingereicht hätte und somit das Urteil demnächst vollstreckt werden dürfte.

Sanders saß in seiner Zelle unberührt von den Vorgängen der Außenwelt, die er belächelte. Seine persönlichen Angelegenheiten waren geordnet. Die Anwälte waren angewiesen, keine weiteren Schritte zu unternehmen. Besuche empfing er nicht mehr, seitdem seine Frau sich nicht geniert hatte, ihm jetzt noch Szenen zu machen. Nicht mit Worten, im Ton der Stimme lag das Verletzende. Es war der Ton, in dem man zu Todkranken spricht, die einem wenig sympathisch sind.

Ohne Erregung wartete Sanders auf den Tag, der ihm von den Menschen als Lebensende festgesetzt war. Ohne äußere Aufregung betrat er den Richtplatz. Kalt und unbeteiligt klangen seine letzten Worte in den hellen Herbstmorgen, die letzte Beteuerung seiner Unschuld. Einen Augenblick lang stockte sein Fuß, suchten die Augen sehnsuchtsvoll die Sonne. Dann war auch das überstanden. Der Kopf in dem mit Sägespänen gefüllten Sack lächelte mit erstarrten Lippen.

Die Außenwelt hatte sich längst beruhigt. Ueber diese und andere Sensationen war man zur Tagesordnung übergegangen. Jahre verflogen, hetzten sich, brachten Glück und Unglück. Menschen kämpften mit Menschen.

Niemand interessierte sich daher für die Zeitungsnotiz, die etwa ein Jahrzehnt nach der Hinrichtung des Dr. Sanders auf der letzten Seite einiger Tagesblätter zu lesen war: Vermischte Nachrichten: Ein nach 10 Jahren aufgeklärter Mord. Bedauerlicher Justizirrtum. Der Pfleger Karl Stein der früheren Dr. Müllerschen Heilanstalt hat testamentarisch ein ausführliches Geständnis über den seinerzeit an seinem Chef begangenen Mord hinterlassen. Wie vielleicht erinnerlich, ist für diese Tat ein gewisser Dr. Sanders, ehemals bekannter Wirtschaftsführer und Leiter der Nord-Treuhandgesellschaft, zur Verantwortung gezogen worden. Der Indizienbeweis gegen ihn war lückenlos. Jetzt erst ersieht man aus dem Geständnis des Stein, daß dieser innerhalb von kaum fünf Minuten die Tat vollbrachte. Damit keine Fingerabdrücke sichtbar würden, hatte sich der Mörder der in den Laboratorien gebräuchlichen Gummihandschuhe bedient, im übrigen sofort vor und nach der Tat, die aus Angst vor angedrohter Entlassung ausgeführt wurde, sich im Kollegen- und Aerztekreise gezeigt, so daß kein Verdacht gegen ihn entstehen konnte. Dr. Sanders hatte die Einreichung eines Gnadengesuches damals abgelehnt. Daher wurde das Urteil vollstreckt. Der Verurteilte hat noch mit den letzten Worten seine Unschuld beteuert.» Folgen in einigen linksgerichteten Zeitungen ein paar Worte gegen die Todesstrafe.

Die Welt hatte größere Neuigkeiten, interessantere. Die Olympiade z. B. brachte täglich neue Ueberraschungen. Und so kam es, daß lediglich ein alter Oberlandsgerichtsdirektor Dr. Schneider am Tage, da diese Nachricht zu ihm drang, sein Abschiedsgesuch aus Gesundheitsgründen einreichte. Bekannte sagten, er sei sehr sonderbar geworden.

Romain Rolland siebzigjährig

Auch in Zeiten eines hochgezüchteten Nationalismus soll man «internationale» Persönlichkeiten von der Wesensart und geistigen Haltung eines Romain Rolland nicht übersehen. Man hat dem Dichter des «Jean Christoph» seine Gesinnung und «kommunistische» Denkweise solange zum Vorwurf gemacht, bis viele seiner einstigen Anhänger von ihm abrückten. Nun, da er am 29. Januar siebzig Jahre alt wurde, darf man wohl daran erinnern, daß der Dichter und Mensch Romain Rolland sich nie in jenem Parteigezänk bewegte, in das hinein ihn kleinere Zeitgenossen oft gerne gezogen hätten, daß er nur darum Grenzen mißachtete, weil er sich mit heiligem Eifer zum geistigen Brückenbauer machte, dem der Mensch und die Menschlichkeit zeitlebens Ausgangspunkt und Ziel seines Schaffens waren. Darum die eindringliche Beschäftigung mit großen Persönlichkeiten wie Beethoven, Michelangelo, Tolstoi und darum auch die Hingabe an die Musik, diese übernationale Ausdrucksform, der er als Kenner ihrer Geschichte manche seiner Arbeiten widmete. Das Weltbild von heute läßt Romain Rolland als Rufer in der Wüste erscheinen. Doch spricht das gegen sein Lebenswerk? Aufnahme Photopress

Die Welt von Morgen

VI. Die Sonne geht nie auf

Von Ray Cumming • Autorisierte Uebersetzung von Mart Martin

Es ist sehr gut möglich, daß Sie nie daran gedacht hätten, dieses Stratosphären-Flugzeug zu benutzen, wenn nicht in den Schaufenstern der Luftverkehrsgesellschaft das farbenfrohe Plakat mit den Worten: «Nie scheint die Sonne auf diesen mitternächtlichen Stratosphären-Kreuzer» gehangen hätte.

Etwas Verführerisches, Romantisches steckt hinter der ganzen Sache. Ihre Fahrt beginnt um Mitternacht, und die Zeit scheint stillzustehen, denn Sie folgen genau der Mitternachtstunde rund um die Erde! Von Neuyork fliegen Sie nach Norden, bis ungefähr zum fünfzigsten Breitengrad. Das gigantische Stratosphären-Flugzeug, mit allem modernsten Komfort ausgerüstet, sieht wirklich so aus, wie Sie sich ein zukünftiges Weltraum-Schiff vorgestellt haben. Sie sind mit andern Passagieren in der luftdicht abgeschlossenen Kabine eingeschlossen, und Sie fühlen sich wie immer und merken nicht das geringste von der automatischen Luftdruckregulierung und der genau berechneten Sauerstoffzufuhr. Immer höher schraubt sich die gewaltige Maschine empor, und erst wenn die notwendige Höhe von ungefähr 30 Kilometer erreicht ist, nimmt das Flugzeug seinen richtigen Kurs und rast westwärts.

Ein seltsam romantisches Erlebnis, dieses Mitfliegen mit der Mitternachtstunde rund um die Erde! Sie haben Ihren Platz in einem der Flügelräume eingenommen, und nun spazieren Sie im Innern des Flügels das 50 Meter lange Promenadendeck entlang, das Ihnen durch lange Fensterreihen nach vorne und nach hinten gute Aussicht gewährt. Das Stratosphären-Flugzeug scheint stillzustehen, aber ein Blick auf den Geschwindigkeitsmesser zeigt Ihnen, daß Sie mit nahezu 1200 Kilometern in der Stunde dahinsausen — immer dem fünfzigsten nördlichen Breitengrad entlang.

Der Kapitän hat sich einer Gruppe von Passagieren angeschlossen und wird nun von diesen mit unzähligen Fragen bestürmt. Er erklärt:

«Was Sie heute Nacht erleben, meine Damen und Herren, wäre ohne drahtlose Kraftübertragung wohl nie möglich geworden. Dieses Raumschiff führt nämlich keinen Betriebsstoff mit! Wir erhalten die Antriebskraft durch drahtlose Kraftstrahlen, die von den in regelmäßigen Abständen über die ganze Erde verteilten Sendestationen ausgestrahlt werden.»

Jetzt befinden Sie sich über dem Pazifischen Ozean. Kein Mond scheint. Das schwarze Himmelsgewölbe über Ihnen ist mit eigenartig weißleuchtenden Sternen übersäet — mit Sternen, wie Sie sie noch nie gesehen haben — helleuchtend, wie weiße Feuerpunkte auf schwarzem Samt. Tief unter Ihnen sehen Sie nur ein grau-schwarzes Wolkenmeer, von der Erde ist keine Spur zu entdecken.

Zukunftsmusik? — Eine phantastische Beschreibung, die weder mit Wissenschaft noch mit Technik etwas zu tun hat? — Nein, denn Dr. Niklaus Tesla, dem man seine Bedeutung als Wissenschaftler wohl nicht wird absprechen können, beschreibt seine Versuche, elektrische Kraftstrahlen durch die Atmosphäre in die Stratosphäre zu senden — beschreibt auch, wie man diese drahtlosen Kraftsendestationen über die ganze Erde verteilen kann, und wie das eigentümliche Licht dieser Strahlen in dunkeln Nächten durch Rückstrahlung die Meere erleuchtet.